

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 21 (1916-1917)
Heft: 5

Artikel: Aus der Geschichte der bernischen Volksschule : [Teil 1]
Autor: M. H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heranzieht, ohne dass sie berechtigt ist, bei der Verwendung der Gelder mitzureden. Diese nach demokratischen Begriffen rechtlosen Zustände wollen wir beseitigen helfen, indem wir uns vorderhand selber zu Bürgerinnen stempeln, solange der Staat dies nicht tut. Der bundesgerichtliche Entscheid vom 18. März 1915 bestimmt, dass die Gemeinden den nicht steuerzahlenden Bürgern das Gemeindestimmrecht nicht vorenthalten dürfen, und überdies wird die Frage studiert, ob man dem angesessenen Ausländer nicht die Bürgerrechte gewähren sollte, und unsere Behörden scheuen sich, im Ratssaale die Frage des Frauenstimmrechtes anzuschneiden, die in Finnland, Norwegen und Dänemark, in Amerika und Australien bereits restlos gelöst worden ist. Dürfen wir da nicht mit der freiwilligen Bürgerinnenprüfung vorwärts machen, mit einem kleinen Anfang zum grossen Ende? Die Erfahrung wird lehren, dass sie der Schweizerfrau zum praktischen Nutzen, zum Segen und zur Ehre gereichen wird, indem sie ihr den Weg bahnen hilft zu dem ihr so lange vorenthaltenen Bürgertum ihres Geschlechtes.

Aus der Geschichte der bernischen Volksschule.

Von M. H.

I.

Es gibt ein Gebiet, das wohl den meisten von uns nur wenig bekannt ist: Die Geschichte unserer Volksschule. Wir wissen darüber in der Regel ziemlich viel Allgemeines, können uns aber die primitiven Anfänge der Schule und die fast unüberwindlichen Hindernisse, die der Volksbildung im Wege standen, nur unklar vorstellen.

Durch die Freundlichkeit einer Kollegin ist mir ein Band alter Schulliteratur zur Einsicht überlassen worden, der über die damals neue — für uns alte — Schule interessanten Aufschluss gibt. Die Blätter, vor 75 Jahren geschrieben, sind eine Art „Quellenschrift“ zur Geschichte der bernischen Volksschule. Wohl gab es schon 1675 eine „Erste Landschulordnung“, aber erst nach dem ersten Seminargesetz von 1832 und dem Schulgesetz von 1835 konnte die bernische Volksschule *neu* geschaffen werden.

Die Blätter, denen die folgenden Mitteilungen entnommen sind, tragen die Aufschrift „*Bernerisches Schulblatt*“ und umfassen die Jahrgänge 1839—1842 dieser monatlich erschienenen pädagogischen Zeitschrift. Als erster und einziger Redaktor zeichnet Seminardirektor Pfarrer Rickli in Münchenbuchsee.

Aus der „Geschichte des Lehrerseminars in Münchenbuchsee 1833—1883“, als Jubiläumsschrift verfasst von Seminardirektor E. Martig, lernen wir in Pfarrer Rickli einen feinsinnigen Menschen und taktvollen Erzieher kennen, der im Verein mit seiner vortrefflichen Gattin in politisch bewegter Zeit das Seminar glücklich durch die Brandung führte.

Das „*Bernerische Schulblatt*“ wurde auf Wunsch des „Cantonal-Schullehrervereins“ gegründet und die Redaktion dem 1835 zum Seminardirektor ernannten Pfarrer Rickli übertragen.

In der ersten Nummer vom April 1839 findet sich eine ausführliche Darstellung über: „*Unsere Volksschule*“. Nach der „Ersten Landschulordnung“ von 1675 entstand, wie Rickli schreibt, bei uns die erste oder *kirchliche* Volksschule. Aus der französischen Revolution ging die *bürgerliche* Volksschule der Helvetik hervor „und ganz unabhängig von diesen politischen Bestrebungen, obschon

gleichzeitig damit, entwickelte sich als Blüthe und als neuer Fruchtkeim der ganzen Zeitbildung der Grundsatz der neuern Erziehungslehre und fand gleich von Anfang an seine Anwendung aufs Volk im menschenfreundlichen Herzen unseres Pestalozzi und in seiner Armenliebe“.

Nachdem er dem freundlichen Bild der neuen Volksschule die grossen Mängel der bestehenden Schule gegenübergestellt hat, geht er zum Programm des neuen Blattes über. „Das ist unsere Volksschule, ihre Erinnerung, ihr Standpunkt und ihre Hoffnung. Sie zu fördern, soviel dies durch nicht sehr häufige, ernste, belehrende und ermunternde Mittheilungen geschehen kann, das ist der alleinige Zweck unseres Blattes. Wer nach demselben Ziele strebt, der biete mir die Hand. . . Zum Einsamen will ich einkehren und nach seinem schweren Tagewerke zu ihm sprechen: Bruder, sieh, diese Alle ringen mit dir nach demselben Ziele; einsam bist du nicht! Zum Niedergeschlagenen will ich treten in die dunkle Kammer und sein vielleicht noch dunkleres Gemüthe zu erheitern suchen. Möchte es mir vergönnt sein, hier den Wankenden zu stärken, dort den Irrenden auf die rechte Bahn zu weisen und mich des Tüchtigen, des Strebenden zu freuen und mich selbst mit ihm zu stärken. Wie wollte ich da die Stunde segnen, die ich auf diese Mittheilungen verwende, so schwer sich dieselbe auch oft finden lässt.“

In einer folgenden Nummer finden wir, mit Z. unterzeichnet, „*Briefe an Lehrer N.*“ (wohl von dem vielverdienten Seminarlehrer Sebastian Zuberbühler, später Seminardirektor in Chur und Mariaberg, geschrieben).¹ „Von meiner pädagogischen Reise in die östliche Schweiz wieder zurückgekehrt, lebe und wirke ich wieder mit neuem Eifer und freudiger Begeisterung in meinem Amte.“ Die Reise ging im Berner Eilwagen zunächst nach Lenzburg, wo Augustin Keller als Seminardirektor wirkte. Zuberbühler hatte das Vergnügen, einer Aufsatz- und einer Pädagogikstunde des Direktors beizuwohnen. „In freiem Vortrags sprach er über die Folgen einer irregeleiteten religiösen Erziehung. . . . Der Vortrag war blühend, mächtig ergreifend und geeignet, humane Gesinnung zu erwecken.“ Von Lenzburg ging die Reise um 1 Uhr nachts mit dem Aarauer Postwagen über Zürich nach Winterthur zu Erziehungsrat Rüegg. „Die Schulen in Winterthur nehmen einen immer rascheren Aufschwung. Es ist da gesorgt für alle möglichen Bildungszwecke.“

Und weiter ging die Reise zu Fuss über Rickenbach nach Frauenfeld und von da nach Kreuzlingen zu „Vater Wehrli“, der in den Hofwiler Anstalten des grossen Berners, Emanuel von Fellenberg, zu europäischer Berühmtheit gelangt war. Von Direktor Wehrli herzlich aufgenommen, wurde Zuberbühler zugleich eingeladen, im Seminar Quartier zu nehmen, und hatte so die beste Gelegenheit, Lehrer und Zöglinge genau zu beobachten. „In dieser Anstalt herrscht ein wahrhaft grossartiges Familienleben, wo einer den andern achtet, liebt und warnt; ein gemeinsames Streben nach dem Höhern begeistert Alle,“ schreibt er — und weiter: „Die Leitung der Anstalt steht unmittelbar unter Direktor Wehrli. Er ist die Seele der Anstalt; von ihm geht Leben aus; er bildet den wahren Centralpunkt aller Bewegungen, und in seinem ganzen Charakter, seiner Gemüthsbeschaffenheit, seinem Umgange liegen die Ursachen des guten Gedeihens und der eigenthümlichen häuslichen Richtung der Anstalt.“

Von Trogen, seinem Heimort, machte Zuberbühler noch einen Ausflug

¹ Geschichte der Erziehung in ihren Grundzügen, von Emanuel Martig, Seite 334.

ins katholische Seminar in St. Gallen, wo nach leidenschaftlichen Kämpfen Direktor Wurse, „der sich gar nicht in das republikanische Leben finden konnte“, die Stelle niedergelegt hatte und nach Württemberg zurückgekehrt war. Der Nachfolger, Andreas Klein aus Wesen, der kurz vorher auch eine pädagogische Reise gemacht hatte — pädagogische Studienreisen sind also keine neuzeitlichen Erscheinungen — äusserte sich bescheiden zu Zuberbühler: „Ich bin noch Neu-ling im Fach, aber ich suche mir anzueignen, was mir mangelt.“

Mit dem Besuch des appenzellischen Seminars in Gais, das unter Krüsi, „einem würdigen Pestalozzianer“, stand, schliesst der Schreiber der „Briefe an Lehrer N.“ seine an Beobachtungen reiche Schweizer Seminarreise.

Von der Pädagogik führt uns der Artikel: „*Wie viel Kinder auf einen Lehrer im Kanton Bern?*“ zur Statistik. Die Antwort lautet:

1.	Schulen mit weniger als 50 Kinder sind	200
2.	„ „ 50—100 Kindern sind	500
3.	„ „ 100—150 „ „	250
4.	„ „ über 150 „ „	50

Die unter 4 erwähnten Schulen werden einzeln aufgeführt, und diese Bekanntmachung scheint in den betreffenden Gemeinden einiges Unbehagen verursacht zu haben, was folgende *Berichtigung* bestätigt:

„Auch von Ins wird der Angabe, dass die dortige Elementarklasse 254 Schulkinder zähle, widersprochen und dahin berichtet, dass sich deren nur 154 vorfinden; auch sei jetzt eine vierte Klasse errichtet, was in der That schon längst hätte geschehen sollen.“

Die Frage: „*Wie sind die Primarschullehrer im Kanton Bern besoldet?*“ wird vom Blatt wie folgt beantwortet:

„Nach einer amtlichen Controlle beziehen von der *Gemeinde* als Schuleinkommen (Wohnung, Land, Garten, Holz, Naturalien inbegriffen):

178	Lehrer weniger als 100 £ (Fr.),	21	Lehrer sogar unter 50 £
509	„ von 100—200 £		
322	„ „ 200—450 £		
89	„ „ 350—700 £		

Dazu kam noch eine Zulage vom *Staat* von 150 £ für definitiv und von 100 £ für provisorisch angestellte Lehrer.

Wie dieses „Schulelend“ auf die damaligen, d. h. auf einen damaligen Lehrer gewirkt hat, erfahren wir aus dem Artikel: „*Des Schulmeisters Freuden*“ von Lehrer A. „Mancher, der des Schulmeisters Leiden und Freuden gelesen, hat wohl die Überzeugung gewonnen, dass die ersten die letzten weit überwiegen. . . Dem ist aber Gottlob nicht also. . . Grosse Freude gewährt mir vorerst das Bewusstsein meiner Wichtigkeit. Ich bin indessen weit entfernt von der thörichten und dünkelfaften Meinung einiger meiner Amtsbrüder, die sich einbilden, die Schulmeister seien die bedeutendsten Glieder unserer republikanischen Gesellschaft. . . anderseits hege ich die feste Überzeugung, dass wir Schulmeister wesentlich auf das Wohl und Weh des Volkes einwirken können. Man jage uns sämtlich fort, man schliesse für ein halbes Jahrhundert die Volksschulen und man wird erfahren, wie weit das Volk in die Barbarei zurück-sinkt. . . Einen andern sehr grossen Genuss finde ich als Beobachter, Erforscher, Lehrer und Leiter meiner Kinderschaar. . . mir ist nirgends so wohl als unter meinen Kindern.“

In trüben Stunden nimmt er seine Zuflucht zur Tonkunst, „worin ich gerade kein Virtuos, jedoch so weit bin, dass ich die leichtern Werke der besten Tonsetzer geniessen kann“.

Als Lektüre nennt er in erster Linie das Evangelium, „mit welchem vertraut zu werden, ich, als Schulmeister, weit eher im Fall bin als mancher andere Christ. . . Oder ich nehme die Stunden der Andacht, ein Katholikon zur Hand und dergleichen Werke mehr; oder ich lese klassische deutsche Gedichte von Schiller, Herder, Klopstock, Tiedge, Hölti, Salis, Mahlmann und Andren, deren Bücher ich mir habe anschaffen können, seitdem der Staat mir jährlich eine Zulage von 150 Fr. zu meiner leiblichen und geistigen Nahrung erteilt.“ Und zum Schluss: „Das sind meine Freuden, wirkliche Freuden, keine Luftbilder, um derentwillen mich kein Mitarbeiter beneiden darf, indem es meist nur von ihm abhängt, ebenso glücklich zu sein als ich.“ (Fortsetzung folgt.)

„Unsere Aktion.“

(Von einer, die mitmacht.)

Das, von dem ich berichten will, spielt sich im Kanton Bern ab. Liebe Kollegin, die du vielleicht nicht täglich Geographie zu unterrichten hast, wirf, bitte, einen Blick auf die Karte und sieh dir den Kanton Bern wieder einmal an. Er ist einer der grössten. Er reicht von den Alpen bis zum Jura. Wenn man das so in der Schule lernt und lehrt, so hat man kaum den Begriff von einer ungeheuren Ausdehnung, aber wenn es gilt, die Bewohner dieser Gegend zwischen Alpen und Jura im Zeitraum eines Winters mit neuen Ideen vertraut zu machen, so findet man nachher nicht mehr, die Schweiz sei klein. Liebe Kollegin, sieh noch einmal hin. Der Kanton Bern ist vielgestaltig. Er hat in seinem tiefer gelegenen Teil viel grosse und grössere Ortschaften, die an Hauptlinien des Verkehrs liegen und in denen sich geräumige und oft benutzte Vortragslokale befinden, und die Leute lesen dort auch die grossen Tagesblätter; aber er hat auch in seinen weitverzweigten Tälern viele Krachen und Gräben mit kleinen und kleinsten Gemeinden, die der brausende Tagesverkehr nicht berührt und in denen Kirche, Schule und das nicht einmal täglich erscheinende Lokalblatt die einzigen Kulturelemente bedeuten. Doch alle diese Gemeinden sind durchaus selbständige und lebendige Organismen, und in allen diesen Gemeinden gibt es Frauen, viele Frauen. Diese Frauen nun galt es aufzuklären über eine Bewegung, welche die Frauen in andern Länderstrichen schon längst ergriffen hat, und über ein Gesetz, das den Frauen dieses Kantons einige alte und selbstverständliche Forderungen zu erfüllen verspricht. (Die Leserinnen der „Lehrerinnen-Zeitung“ sind darüber schon orientiert.) Die Aufklärung konnte geschehen durch Wort und Schrift, aber für die einfachen Frauen, die nicht gewöhnt sind zu lesen und Gelesenes zu verarbeiten, kam fast nur das Wort in Betracht. So hiess es denn Redner und besonders Rednerinnen finden, die sich dieser Aufgabe gerne unterziehen wollten. Und dabei war eines noch besonders schwer. Wie die Bodengestalt so verschieden und mannigfaltig ist, so sind auch die Frauen im Kanton Bern verschieden, sehr verschieden voneinander. Wie das Haslital anders sich türmt als die Terrassenhänge des Emmentals, so hat auch die Haslerin einen andern Sinn als die Emmentalerin; die Frauen im Hotelgetriebe Interlakens denken anders als die Frauen im industriellen Langenthal